

Evangelium und Elektrizität. Moderne Städtetechnik in Anstalten der Inneren Mission

von Hans-Walter Schmuhl (Bielefeld)

Im Oktober 1886 wurde im Arbeitszimmer Pastor *Friedrich v. Bodelschwings* der erste Telefonapparat in Bethel installiert. Damit stand Bethel, wie Hildegard Kuhleemann betont, in einer Reihe mit den großen Bielefelder Wirtschaftsunternehmen.¹ Anfangs zweifelte der Betheler Vorsteher freilich am Nutzen des Fernsprechanchlusses Nummer 74, der – bei jährlichen Kosten von 150 Mark – lediglich eine Verbindung zum Bielefelder Rathaus herstellte, wo, wie Bodelschwingh Ende 1887 klagte, selten jemand den Hörer abnahm.² Schnell erkannte man in Bethel indes die Möglichkeiten des neuen Mediums, nicht nur im Hinblick auf den Anschluss an das allgemeine Fernsprechnet, sondern auch und vor allem im Hinblick auf die Vernetzung der Häuser und Betriebe innerhalb der Anstaltsortschaft. 1895 wurde die Sprechstelle Nr. 74 in das neue Warenhaus Ophir verlegt, das fortan eine Telefonzentrale beherbergte, über die zunächst dreißig Pflegehäuser zu erreichen waren. Im Jahre 1900 wurde das Anstaltstelefonnetz auf 150 Anschlüsse erweitert. Über die Amtsleitung konnten Gespräche aus Bethel an das Fernsprechamt in Bielefeld vermittelt werden. 1902 folgte eine Telefonverbindung zur Zweiganstalt Freistatt in der preußischen Provinz Hannover. Seit 1889 bestand zudem eine Privat-Telegraphenanlage zwischen Bethel und der Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf in der Senne. Als im Jahre 1909 das Pfortnerhäuschen am Bethelack erbaut wurde, wanderte die Telefonzentrale dorthin. Da die Telefonleitungen oberirdisch geführt wurden, erhoben sich über dem Pfortnerhäuschen ein Dachgestänge für die durch Isolatoren geführten Leitungen sowie ein Abspannturm – deutlich sichtbares Zeichen dafür, dass hier die Fäden eines modernen Kommunikationsnetzes zusammenliefen, das die Anstalt und ihre Außenposten umspannte und mit der Welt draußen verband.

Als Friedrich v. Bodelschwingh im Jahre 1910 starb, hatte sich Bethel zu einer Anstaltsortschaft mit über 4.000 Einwohnern entwickelt – und mit einer Infrastruktur, um die sie manche Kommune beneidet hätte. Die Wasserversorgung der rasch wachsenden Anstaltsortschaft war durch den Ankauf zweier Bauernhöfe mit ergiebigen Quellen in den Jahren 1892 und 1904 – hier entstanden das Pflegehaus Enon und der Quellenhof – sichergestellt worden.³ Über ein eigenes Leitungsnetz wurden die Zentralwäscherei in Haus Bethabara, das 1895 einen Neubau bezog, und das 1897 fertig gestellte Badehaus mit Wasser versorgt.⁴ Schon seit den 1880er Jahren gab es in einigen Bethelhäusern Gasbeleuchtung, auch wurden manche Wege seit dem Ende der 1880er Jahre mit Gaslaternen beleuchtet. 1895 wurde Bethel dann an das Stromnetz angeschlossen – in den Häusern hielt das elektrische Licht Einzug, in verschiedenen Werkstätten, in der Mühle und in der Wäscherei kamen Elektromotoren zum Einsatz.⁵ Zu den schon seit den 1870er Jahren bestehenden Handwerksbetrieben – Bäckerei, Schneiderei, Schusterei, Sattlerei, Tischlerei, Malerei und Buchbinderei – kamen zwei Ziegeleien und eine Töpferei hinzu, die als protoindustrielle Großbetriebe geführt wurden.⁶ 1902 wurde ein eigener Schlachthof errichtet, mit Schlachtraum, einem großen Lagerraum für Fleisch, einer mit einem Elektromotor ausgestatteten maschinellen Wursterei und einem Verkaufsraum.⁷ Aus einem schon seit längerem bestehenden Konsumladen entstand 1895, wie bereits erwähnt, das Kaufhaus

¹ Hildegard Kuhleemann, Bethel damals: 125 Jahre Bethel-Telefon, www.hauptarchiv-bethel.de/publikationen-ausstellungen/internetpublikationen/125-jahre-telefon.html.

² Martin Gerhardt / Alfred Adam, Friedrich von Bodelschwingh. Ein Lebensbild aus der deutschen Kirchengeschichte, Bd. II/2, Bethel 1958, S. 332.

³ Ebd., S. 328, 340 f.

⁴ Ebd., S. 330 f., 335 f.

⁵ Ebd., S. 333.

⁶ Ebd., S. 322 f., 329.

⁷ Ebd., S. 337 f.

Ophir.⁸ Gleich gegenüber wurde als Versammlungshaus das Assapheum erbaut. Aus der Schriftenniederlage entwickelte sich eine Verlagsbuchhandlung. In der „Briefmarkenstelle“ wurden gebrauchte Briefmarken, die aus aller Welt eingeschickt wurden, von Patienten gesammelt, sortiert und zum Weiterverkauf vorbereitet. 1891 wurde zudem die „Brockensammlung“ eröffnet, ein frühes „Second-Hand-Geschäft“, in dem Epilepsiekranken die gespendeten gebrauchten Dinge sortierten, reparierten oder recycelten.

Vergleicht man Bethel mit Städten derselben Größenordnung im Deutschen Reich – nach der Reichsstatistik von 1871 hätte man die Anstaltsortschaft in die Kategorie der so genannten Landstädte mit 2.000 bis 5.000 Einwohnern einordnen können –, so stellt man verblüfft fest, dass die christliche Kolonie um die Jahrhundertwende an der Spitze des Fortschritts marschierte. Das gilt insbesondere für die so genannte *Daseinsvorsorge* – ein Begriff, den der Staatswissenschaftler *Ernst Forsthoff* geprägt hat.⁹ Was ist damit gemeint? Durch die moderne Urbanisierung ist eine Massengesellschaft entstanden, in der die Menschen ihre elementaren Lebensbedürfnisse nicht mehr unmittelbar befriedigen können – die Städte und Gemeinden übernehmen daher zunehmend die Aufgabe, die Grundversorgung mit lebensnotwendigen Gütern – Nahrung, Wohnraum, Wasser, Energie, Wärme, Licht und Luft – sicherzustellen und den Auswurf der Massengesellschaft – Fäkalien, Abwässer, Müll – den Erfordernissen moderner Hygiene gemäß zu entsorgen. Bethel war in dieser Hinsicht vorbildlich aufgestellt. Wohl keine Stadt dieser Größenordnung in Deutschland verfügte um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert über ein so umfassendes und geschlossenes System kommunaler Daseinsvorsorge unter Einsatz moderner Städtetechnik. Trotz seiner fundamentalen Kritik an der modernen Industriegesellschaft hatte Friedrich v. Bodelschwingh, der in seiner knapp bemessenen Freizeit übrigens gerne Konstruktionspläne für Flugmaschinen aufs Papier warf, keinerlei Berührungsängste gegenüber der modernen Technik.

Dieser Trend setzte sich auch in den folgenden Jahrzehnten unter seinem Nachfolger *Friedrich v. Bodelschwingh d. J.* weiter fort, wie ich an einem Beispiel verdeutlichen möchte. Seit 1911, als Bethel einen Gasliefervertrag mit dem Städtischen Betriebsamt abschloss, war die Anstaltsortschaft an das Gasnetz der Stadt Bielefeld angeschlossen.¹⁰ Die Krankenhäuser, die Wirtschaftsbetriebe und 400 Haushaltungen der Anstalt Bethel bezogen seither Gas aus dem städtischen Gaswerk – vorerst ausschließlich zu Beleuchtungszwecken. 1928 tauchte im Zusammenhang mit einem Umbau des Allgemeinkrankenhauses Gilead erstmals der Gedanke auf, das Gebäude mit Gas zu beheizen. In der Folge setzte man sich in Bethel intensiv mit der Frage der Gasheizung auseinander. Bis dahin hatten die Betheler Häuser mit Koks befeuerte Einzelzentralheizungen. Wie Besichtigungen von Gasheizungsanlagen in anderen Betrieben, Krankenhäusern und Anstalten zeigten, senkte das Heizen mit Gas die Kosten, sparte Personal ein, machte Raum in den Häusern frei (indem die Kohlenkeller anderen Zwecken zugeführt werden konnten), entlastete das Betheler Straßennetz und reduzierte den Lärm in der Anstaltsortschaft (weil die Belieferung der Häuser mit Koks durch Lastkraftwagen entfiel) – die Reduzierung von Rauch und Ruß spielte in den Überlegungen noch keine Rolle. Verhandlungen mit dem Städtischen Betriebsamt scheiterten an unterschiedlichen Preisvorstellungen. Mittlerweile war jedoch ein mächtiger Konkurrent der städtischen Gasversorgung in Gestalt der 1926/28 gegründeten Ruhrgas AG auf den Plan getreten, die seit 1929 die Ferngasleitung von Hamm nach Hannover vorantrieb und sich – gegen den Widerstand der Städte und Gemeinden – das Recht sicherte, über eine Tochtergesellschaft, die

⁸ Ebd., S. 331 f.

⁹ Ernst Forsthoff, *Die Verwaltung als Leistungsträger*, Stuttgart u.a. 1938.

¹⁰ Zum Folgenden: Jessica Angermann, *Die Infrastruktur Bethels in den Jahren 1870 bis 1931 – ein Weg zwischen alten Werten und technischem Fortschritt*, Bachelorarbeit Universität Bielefeld 2012, S. 21-32; Beate Böhm, *Ältester Kugelgasometer der Welt steht in Bethel. Ein Industriedenkmal wird 75 Jahre alt*, in: *Der Ring*, H. 4 (April 2007), S. 24.

Westfälische Ferngas AG, Ferngas in Ostwestfalen zu verkaufen. Trotz des vehementen Protests der Stadt Bielefeld schlossen die v. Bodelschwingschen Anstalten im Dezember 1930 mit der Westfälischen Ferngas AG einen Vertrag über die Lieferung von jährlich sieben Millionen Kubikmetern Gas bei einer Laufzeit von dreißig Jahren.

Die Westfälische Ferngas AG hatte sich vertraglich verpflichtet, von der Bodelschwingstraße aus ein 9,5 Kilometer langes Rohrleitungsnetz zu mehr als achtzig Gebäuden in der Anstaltsortschaft zu verlegen. Zum Ausgleich des Gasdrucks und als Reserve bei möglichen Betriebsstörungen hatte Bethel auf dem Bau eines Hochdruckgasbehälters auf dem Anstaltsgelände bestanden. Die Westfälische Ferngas AG entschied sich für einen Gasometer in Kugelform, die bei der kleinsten Oberfläche das größte Volumen bot. Dies war eine enorme technische Herausforderung. Wohl waren in den USA kleinere Kugelgasometer mit geringerem Gasdruck erfolgreich erprobt worden, doch ein Hochdruck-Kugelgasometer von diesen Ausmaßen – der Radius betrug fast zwanzig Meter, das Fassungsvermögen etwa 4.000 Kubikmeter – war bis dahin noch nirgendwo auf der Welt zur Ausführung gelangt. Es wurde ein Spezialstahl mit hoher Reißfestigkeit verwendet. Die Kugel wurde aus 48 Blechen in zweierlei Größen zusammengesetzt (was der Konstruktion das Aussehen eines Fußballs gibt), um die Gesamtlänge der zu vernietenden Nähte so gering wie möglich zu halten. Allein die Vernietung des Betheler Kugelgasometers stellte eine weltweit einzigartige technische Neuerung dar. Der 1932 in Betrieb genommene Gasometer stellte, wie Beate Böhm mit Recht hervorhebt, „eine kleine technische Sensation“¹¹ dar. Er steht, zusammen mit einem zweiten, 1962 erbauten Kugelgasometer, seit 1987 unter Denkmalschutz und ist eines der bedeutendsten Industriedenkmale Bielefelds.

Ich ziehe ein Zwischenfazit: Betrachtet man die Geschichte Bethels unter dem Gesichtspunkt der modernen Städtetechnik, so steht die Anstaltsortschaft seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts an der Spitze des Fortschritts. Und dieser Befund lässt sich – soweit ich es übersehen kann – durchaus verallgemeinern. Wo auch immer wir uns in den letzten Jahren mit der Geschichte einer Anstalt der Inneren Mission von den Anfängen bis in die jüngere Vergangenheit beschäftigt haben (so etwa mit dem Wittekindshof, einer großen Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung in Volmerdingsen bei Bad Oeynhausen¹²), stellen wir um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert einen technischen Innovationsschub fest, der die Grundlage einer umfassenden Daseinsvorsorge bildete. Die Einrichtungsleitungen erkannten das Grundproblem, handelten schnell und entschlossen, scheuten auch vor hohen Investitionskosten nicht zurück und zeigten sich technischen Innovationen gegenüber aufgeschlossen und unbefangen.

Es liegt nahe, hier ein Interpretationsmuster von *Challenge* und *Response* zu bemühen: In den sich rasch ausdehnenden Anstaltsortschaften stellten sich dieselben Probleme wie in den zur gleichen Zeit explosionsartig wachsenden Städten: Das Wasser wurde knapp, der Energiebedarf nahm zu, die Versorgung einer stetig zunehmenden Zahl von Menschen mit lebenswichtigen Gütern machte den Übergang zu maschineller Produktion notwendig, der Verkehr verdichtete sich, traditionelle Kommunikationskanäle reichten nicht mehr aus, die Entsorgungsprobleme verschärften sich zusehends. Der Problemdruck regte Wissenschaftler und Techniker an, nach Problemlösungen zu suchen, und zwang die politischen Entscheidungsträger, die entwickelten technischen Innovationen flächendeckend einzuführen. Ein solches Interpretationsmuster argumentiert schlicht mit der normativen Kraft des Faktischen. Die neuere Urbanisierungsforschung hat indessen herausgearbeitet, dass dieses Interpretationsmuster zu kurz greift. Zwischen der durch den Urbanisierungsprozess verursachten Zusammenballung von Problemlagen und deren Lösung durch die moderne

¹¹ Böhm, Kugelgasometer.

¹² Hans-Walter Schmuhl / Ulrike Winkler, „Der das Schreien der jungen Raben nicht überhört“. Der Wittekindshof – eine Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung, 1887 bis 2012, Bielefeld 2012, S. 104-111.

Städtetechnik liegt ein meist längerer Diskussions- und Entscheidungsprozess, der keineswegs ausschließlich einem rationalen Kalkül folgt. Massive Interessenpolitik einzelner Bevölkerungsgruppen konnte notwendige Entscheidungsprozesse ebenso blockieren wie die Scheu vor hohen Investitionskosten oder mehr oder weniger diffuse Ängste. So zögerte manche Stadt, Rohrleitungsnetz zur öffentlichen Gasversorgung zu legen, aus Angst vor Explosionen, giftigen Miasmen oder auch einer „krakenhafte[n] Ausdehnung“ einer „Industrieanlage, an die als Konsument angeschlossen zu sein etwas höchst Beklemmendes hatte“.¹³ Waren diese Ängste überwunden, führte wiederum manche Stadt eine öffentliche Gasbeleuchtung ein, obwohl eigentlich kein wirklicher Bedarf vorlag – und zwar aus Prestige Gründen: So wollte Nürnberg unbedingt die erste Stadt in Bayern mit öffentlicher Gasbeleuchtung sein, noch vor der Landeshauptstadt München; und das Hauptmotiv der Braunschweiger Stadtväter zur Einführung der Gasbeleuchtung war, dass das verhasste Hannover hier eine Vorreiterrolle gespielt hatte.¹⁴ Umgekehrt stellten Senat und Bürgerschaft der Stadt Hamburg die dringend notwendige Modernisierung der Wasserversorgung eineinhalb Jahrzehnte zurück, weil sie prestigeträchtigeren Projekten Vorrang einräumten – was zur katastrophalen Choleraepidemie im Jahre 1892 führte.¹⁵ Kurz: Es regierte auch damals in kommunalpolitischen Entscheidungsprozessen nicht unbedingt die Vernunft.

Vor diesem Hintergrund müssen wir uns noch einmal fragen, warum sich die Einführung der modernen Städtetechnik in Anstalten der Inneren Mission ausgangs des 19. Jahrhunderts zumeist völlig geräusch- und reibungslos vollzog. Wirkte sich hier aus, dass die Kommunen des Deutschen Reichs zu dieser Zeit die Daseinsvorsorge – unter dem Schlagwort des „Munizipalsozialismus“¹⁶ – mehr und mehr als öffentliche Aufgabe erkannten und anerkannten? Strahlte die Selbstverwaltung der Städte und Gemeinden auf die Anstaltsortschaften der Inneren Mission aus? Fungierten womöglich die Provinzial- und Landesverwaltungen, die mit zunehmender Refinanzierung der Arbeit der Inneren Mission deren Einrichtungen öffentlicher Kontrolle und Reglementierung unterwarfen, als Transmissionsriemen? Wurden also die zu beobachtenden technischen Innovationen von den staatlichen Besuchskommissionen eingefordert und im Zuge der Staatsaufsicht durchgesetzt? Hier liegt noch vieles im Dunkeln. Man sollte indes vorsichtig sein, den Modernisierungsprozess in den Anstalten der Inneren Mission vorschnell auf den Druck des Staates zurückzuführen. Trotz der zunehmenden Staatsaufsicht waren die Entscheidungsspielräume der Anstaltsleitungen recht weit gesteckt.

Warum aber hätte die Einführung der modernen Städtetechnik für Anstalten der Inneren Mission überhaupt ein Problem sein sollen? Hier ist auf den Charakter dieser Einrichtungen als *doppelte Heterotypien* zu verweisen.¹⁷ Einerseits bildeten sie „Sonderwelten“, in denen die „Unvernünftigen“ gebändigt, unschädlich gemacht, menschenwürdig verwahrt, bis zu einem gewissen Grad produktiver Arbeit zugeführt und zu vernunftgemäßer Lebensführung angehalten wurden – Ulrike Winkler hat diesen Aspekt deutlich herausgearbeitet. Andererseits waren Anstalten der Inneren Mission von ihren Gründern als „christliche

¹³ Wolfgang Schivelbusch, *Lichtblicke. Zur Geschichte der künstlichen Helligkeit im 19. Jahrhundert*, München u.a. 1983, S. 34 f.

¹⁴ Hans-Walter Schmuhl, *Ankunft im „Zeitalter des Lichts“*. Die Einführung und Kommunalisierung der Gasbeleuchtung in Nürnberg, 1835–1871, in: *Jahrbuch für fränkische Landesforschung* 70. 2010, S. 151-190; ders., *Das Braunschweiger Bürgertum und die Einführung der Gasbeleuchtung, 1826–1864*, in: ders., *Die Bürger der Stadt – die Stadt der Bürger. Beiträge zur Geschichte des Bürgertums in Braunschweig im 19. Jahrhundert*, Braunschweig 2003 (Quaestiones Brunsvicensis. Berichte aus dem Stadtarchiv Braunschweig, H. 13), S. 59-101.

¹⁵ Richard Evans, *Tod in Hamburg. Stadt, Gesellschaft und Politik in den Cholera-Jahren 1830–1919*, Reinbek 1990.

¹⁶ Wolfgang Krabbe, *Munizipalsozialismus u. Interventionsstaat. Die Ausbreitung der städtischen Leistungsverwaltung im Kaiserreich*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 30. 1979, S. 265-83.

¹⁷ Erstmals ausgeführt in: Ulrike Winkler / Hans-Walter Schmuhl, *Die Behindertenhilfe der Diakonie Neuendettelsau 1945 – 2014. Alltag, Arbeit, kulturelle Aneignung*, Stuttgart 2014, S. 139-143.

Kolonien“ angelegt waren, die – in bewusster Abgrenzung gegenüber der übrigen Gesellschaft – demonstrieren sollten, wie ein Gemeinwesen aussehen müsste, das vom Geist des Christentums durchdrungen, in dem das in der modernen Gesellschaft herrschende Leistungs- und Konkurrenzprinzip suspendiert und das Individuum in einer „geschwisterlichen Gemeinschaft“ aufgegangen wäre, die sich gerade der „geringsten Brüder und Schwestern“ in tätiger Nächstenliebe annehmen würde. Anstalten der Inneren Mission verstanden sich insofern als verwirklichte Utopien, als hier das „Reich Gottes“ bereits im Diesseits keimhaft angelegt war. Das Gegenbild dieser „christlichen Kolonien“ war eindeutig die moderne Großstadt mit ihrer auf industrielle Massenproduktion und Massenkonsum angelegten Wirtschaft, ihrer kalten Funktionalität und molochartigen Größe, die den einzelnen Menschen in einer anonymen Masse aufgehen ließ, auch ihrer Entfremdung von der Natur.

Dass die moderne Städtetechnik dennoch ohne weiteres in diesen christlichen Kolonien ihren Platz fand, verweist auf einen grundlegenden Befund: Die „zukünftige Stadt“ (Hebr. 13,14), die in den Anstalten der Inneren Mission keimhaft Gestalt annahm, wurde keineswegs als vormodernes *Dorf* gedacht, sondern als *moderne Musterstadt*. Die Städtetechnik – wie übrigens auch die Raumplanung, die Verkehrslinienführung oder die Architektur der Anstaltsgebäude – weist die christlichen Kolonien als *urbane* Gebilde aus. Diese Kolonien sind daher nicht einfach als antimodernistischer Reflex zu verstehen, sondern – ähnlich wie die Gartenstädte – als bewusster Versuch, die moderne Stadt planerisch zu gestalten, um eine urbane Lebensform jenseits der Großstädte zu entwickeln. Darüber kann bei genauer Betrachtung auch die typische rückwärts gewandte Rhetorik der Inneren Mission nicht hinwegtäuschen, wie ich abschließend an einem Beispiel verdeutlichen möchte.

Wolfgang Schivelbusch schildert in seiner brillanten Studie „Lichtblicke. Zur Geschichte der künstlichen Helligkeit im 19. Jahrhundert“ (1983) anschaulich die diffusen Ängste, die sich anfangs mit der Vorstellung eines Leitungsnetzes zur Gasversorgung verbanden: „Das Haus, das aufhörte, seine eigene Beleuchtung und Heizung zu produzieren, entmündigte sich gleichsam, indem es sich wie mit einer Nabelschnur an den industriellen Energieproduzenten anschloss und damit von diesem abhängig machte.“¹⁸ Dies müsse, so Schivelbusch weiter, im Zusammenhang mit der „Auflösung des ‚ganzen Hauses‘ gesehen werden. Immer mehr Funktionen, die ursprünglich im einzelnen Haushalt angesiedelt waren, wurden nun einer arbeitsteilig angelegten Marktwirtschaft übertragen. „[...] nun gab das Haus ab, was seit Urzeiten als sein Herzstück und Lebenszentrum galt, das Herdfeuer.“ Es bedurfte eines längeren Lernprozesses, um dieses „Ende der häuslichen Autarkie“ zu akzeptieren. Einrichtungen der Inneren Mission hatten, soweit erkennbar, kein Problem damit, obwohl sie erklärtermaßen das vormoderne Modell des „Ganzen Hauses“ als Organisationsprinzip der Gesamtanstalt und der einzelnen Einheiten innerhalb einer solchen Komplexeinrichtung propagierten. Doch hatte dieses Modell mit einem Hausvater und einer Hausmutter an der Spitze, den Schwestern und Brüdern als erwachsenen Töchtern und Söhnen der Hauseltern und den „Pfleglingen“ als unmündigen Kindern mit der traditionellen Familie kaum mehr als eine analoge Rollenverteilung gemein – es gehörte sozusagen zum ideologischen Überbau der Arbeit und suggerierte die Wiederherstellung einer in fortschreitender Auflösung begriffenen Lebenswelt. Tatsächlich handelte es sich um eine neuartige Form der Vergemeinschaftung – die ihrerseits Teil eines größeren ganzen war. Verstanden sich Anstalten der Inneren Mission doch – gemäß den biblischen Gleichnissen von Senfkorn und Sauerteig – als Knotenpunkte in einem internationalen, letztlich globalen Netzwerk christlicher Stützpunkte. Das Denken in Netzwerkkategorien war für die Innere Mission konstitutiv. Gegenüber der Einbindung in industrielle Netzwerke bestand deshalb keine grundsätzliche Hemmschwelle. Hier verfuhr die Entscheidungsträger in der Inneren Mission ganz pragmatisch gemäß dem Bibelwort:

¹⁸ Schivelbusch. Lichtblicke, S. 34. Danach auch die folgenden Zitate.

„Prüft aber alles und das Gute behaltet“ (1 Thess 5,21). Insofern hatten sie kein Problem, Evangelium und Elektrizität zusammenzudenken.